Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos“: München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastraße 6.



4. Juni 1915 München / 2. Jahrgang Nummer 22

1915	Wochenkalender	(5675)	תרעה
	Juni	Sivan סיון	שלח לך Gottesd.:
Samstag	5	23	Morgens Haupsyn. 8½, Herzog Rud.-Str. 7½, Sabbath-Ausgang 8.59 Neumondankündig.
Sonntag	6	24	
Montag	7	25	
Dienstag	8	26	
Mittwoch	9	27	
Donnerstag	10	28	
Freitag	11	29	Sabbath-Eingang: Haupt-Synagoge 6¾, Herzog Rud.-Str. 7¼

Inhalt:

Der alljüdische Kongreß

Es ist überflüssig, die durch weiteres Unglück kaum steigerungsfähige trostlose Lage der jüdischen Massen im Osten zu schildern. Was vielleicht vor zwanzig Jahren nur verhältnismäßig kleine jüdische Kreise wußten, weil das Interesse an den Vorgängen bei den Juden im Ausland damals noch recht schwach entwickelt war, was seit dem Auftreten des politischen Zionismus den Juden aller Länder als Menetekel vor Augen gestellt wurde, durch die Pogrome vor zehn Jahren mit blutigen Farben illustriert wurde, das ist heute der ganzen Welt bekannt: in Galizien, Polen, Rußland und Rumänien leben Millionen von Juden, die der schrankenlosesten Willkür ausgeliefert sind und als Parias schlimmster Sorte dahinvegetieren.

Das sogenannte europäische Gewissen — soweit man daran überhaupt nach den Erfahrungen dieses Krieges glauben kann — scheint wieder einmal zu schlagen. Nicht allzu heftig im offiziellen England und Frankreich von wegen der Bundesgenossenschaft mit dem Zarenreiche, auch nicht allzu stark bei der Bevölkerung unseres Bundesgenossen, die eine ganz niedrige, weil verständnislose und gehässige Stellung zu den galizischen Flüchtlingen einnimmt. Umsomehr aber in Deutschland, wo man wohl in puncto Judenfrage einigermaßen umgelernt hat und nach den bitteren Erlebnissen der Auslandsdeutschen in Belgien, England, Frankreich und jüngst auch Italien Verständnis für die unsäglichen Leiden der Juden im Osten zu haben scheint.

Es kann nicht ohne Eindruck auf die deutsche Oeffentlichkeit bleiben, wenn die bedeutendsten Tageszeitungen immer wieder Veranlassung finden, auf das durch den Krieg und den Haß der Russen hervorgerufene, besonders schwere Unglück der Juden im östlichen Operationsgebiet zu verweisen.

Ob dieser Eindruck nachhalten und sich einmal aus Gründen der Menschlichkeit zu Taten der Regierung verdichten wird, läßt sich heute nicht sagen. Geht es an die Neuordnung der Beziehungen zu den feindlichen Staaten, dann werden so viel dringliche Probleme gelöst werden müssen, daß die überbelasteten Unterhändler wenig geneigt sein werden, sich aus platonischer Liebe neue Schwierigkeiten mit der Judenfrage zu schaffen.

Und wenn auch. Vielleicht — es ist keineswegs anzunehmen — würde Rußland bei den Friedensverhandlungen gezwungen werden können, seinen Juden die Gleichberechtigung zu geben. Dann wird sie, man denke nur an Rumänien, auf dem Papier stehen beiben und die Garanten werden, wenn sie schon daran denken sollten, nach dem Rechten zu sehen, gar nicht die Möglichkeit haben, auf die Durchführung der Abmachungen zu drängen, wie uns ja wiederum die seit mehr als dreißig Jahren vergeblichen Versuche mit Rumänien lehren.

Die Aussichten auf eine Lösung der Judenfrage im Osten, einschließl. Galizien, sind also, wie dargetan und allgemein angenommen, sehr wenig hoffnungsvoll.

Deshalb ist der Plan eines alljüdischen Kongresses, mit dem sich die jüdische Publizistik in Deutschland, wie uns scheint, aus übergroßer Vorsicht noch gar nicht beschäftigt, mit Nachdruck zu befürworten. Die maßgebenden Stellen werden, wenn wir dies aussprechen, darin sicher nicht etwas erblicken, was als unerlaubt gedeutet werden kann. Denn sie wissen nur zu genau, daß die Judenfrage nicht nur für uns tiefster Schmerz, sondern für die Entwicklung Europas eine dauernde und zunehmende Gefahr ist. Vielmehr werden sie, geleitet von dem Bewußtsein der deutschen Mission für die Gesittung der Welt, gerne ihre hilfreiche Hand bieten, sofern w i r s e l b s t Anstrengungen machen, die Menschheit von der Schande der Judenfrage zu befreien.

Gewiß haben in erster Reihe die amerikanischen Juden die Sorge, Verpflichtung und Verantwortung, alles vorzubereiten, damit der rechte Augenblick nicht verpaßt werde, an dem sich die glücklichere Judenheit für die Rechte ihrer rechtlosen Brüder einsetzen muß.

Aber so unerläßlich eine jüdische Vertretung bei den zukünftigen Friedensverhandlungen ist, von der wir uns leider nicht allzu viel versprechen können, so belanglos wäre die geplante alljüdische Tagung, an deren Zusammentritt in dem oder jenem Umfange kaum zu zweifeln ist, wenn sie sich nur auf die harrende diplomatische Aufgabe für das jüdische Volk beschränken wollte. Die amerikanische Judenheit, die sich fast ausnahmslos für die Veranstaltung des Kongresses einsetzt, wird sich darüber klar werden müssen, daß die Verhältnisse es erfordern, überhaupt die Maßnahmen zu beraten, die erforderlich sind, um der bisher im ganzen genommen wilden, unorganisierten jüdischen Auswanderung Sinn, Richtung und Ziel zu geben. Und wenn die Beratungen darüber nicht in das Programm aufgenommen werden sollten — vorläufig verlautet noch nichts davon —, so sind wir dessen gewiß, daß die Versammlung von sich aus die Erörterung dieses Punktes veranlassen wird. Denn er ist u. E. von allen Gegenständen der wichtigste.

In blindem Egoismus, der sich mit Linderungspflästerchen genügen lassen wollte, schufen wir bisher Gesellschaften auf Gesellschaften mit kulturellen und wirtschaftlichen philanthropischen Zwecken und glaubten damit, der Wirklichkeit nicht offen ins Auge sehen zu müssen. Ging die eine oder andere zum Teil dazu über, sich mit der Wanderungsfrage zu befassen, Auskunftsbureaus zu errichten, Unterkunftshallen zu bauen, für koschere Kost zu sorgen und dergleichen unzureichende Dinge mehr, so wurde uns die Einsicht in die Notwendigkeit dieser Unternehmungen von den harten Tatsachen des jüdischen Lebens mühselig a b g e r u n g e n.

Heute müssen wir uns, wenn wir ehrlich sind, gestehen, daß all unser bisheriges Tun mit einer großzügigen sozialpolitischen Auffassung nicht zu vergleichen ist und trotz der hohen Summen, die es verschlang, am unrechten Ende ansetzte und Flickwerk war, weil vor allem anderen e i n e Arbeit zu leisten wäre, den jüdischen Massen im Osten, wo sie rettungslos verkommt, zu einer neuen Heimat zu verhelfen.

Beschreiten wir unbeirrt und klaren Blickes diesen Weg der Selbsthilfe (denn wenn wir Juden die Lösung der Judenfrage nicht dem „Fortschritt" überlassen, sondern sie selbst in die Hand nehmen, können wir von Selbsthilfe reden) dann allerdings wären wir sowohl der Achtung als auch der Mithilfe der anderen, wie uns angesagt, gewiß.

N. W.

Die amerikanischen Juden und die Polen

Am 6. Mai d. Js. fand in New York, in Cooper Union, eine Massenversammlung der New-Yorker Juden statt. Die Versammlung drückte ihre Sympathie für den Kampf des polnischen Volkes um seine Befreiung und Selbständigkeit aus, protestierte aber gegen die unmenschliche Behandlung der polnischen Juden und stellte die Grundsätze fest, nach denen die rechtliche Regelung des zukünftigen Gemeinwesens in Polen vorgenommen werden sollte. Die Resolution wurde einstimmig von der Versammlung, in der ca. 4000 Juden anwesend waren, angenommen. Viele Tausende mußten, da der Saal zu klein war, draußen bleiben.

Die Resolution, die eine Reihe von beachtenswerten Anregungen brachte, hat folgenden Wortlaut:

„Obgleich die feindlichen Beziehungen großer Teile des polnischen Volkes, polnischer Organisationen und polnischer Zeitungen zu der jüdischen Bevölkerung in Polen, die ihren Ausdruck gefunden haben in Boykotts, Unterdrückungen und Denunziationen in der Kriegszone und blutige russische Militär-Pogrome zur Folge haben, eine tiefere Verbitterung geschaffen haben bei den Juden der ganzen Welt gegen die polnische Gesellschaft, so identifizieren wir doch nicht das polnische Volk als solches mit den finsteren Kräften des polnischen Chauvinismus, und ändern nicht unsere sympathische Haltung zum Kampf des polnischen Volkes für seine Befreiung, Wiedervereinigung und Selbständigkeit,

Aber zugleich müssen wir konstatieren, daß die polnischen Parteien es ablehnen, der jüdischen Bevölkerung im zukünftigen Polen rechtliche Garantien für ihre nationale Existenz zu gewähren, und daß diese Parteien die polnische Freiheit auf nationaler Rechtlosigkeit und Assimilierung der jüdischen Minderheit aufbauen wollen.

Die Weigerung, den Juden nationale Rechte zu gewähren, macht die Bereitschaft der Polen, den Juden bürgerliche Gleichberechtigung einzuräumen, wertlos. Denn die systematische Agitation der polnischen Parteien gegen die Anerkennung der Juden als Nation hat eine Atmosphäre des Hasses gegen die Juden geschaffen,

und so den Boden vorbereitet für einen Vernichtungskampf gegen drei Millionen polnischer Juden.

Ein dauernder nationaler Friede zwischen Polen und Juden ist nur dann möglich, wenn im zukünftigen freien Polen der großen jüdischen Minderheit außer bürgerlicher Gleichberechtigung auch die national-politische Gleichberechtigung bei den Wahlen in der Stadt- und Landesverwaltung gewährleistet wird, ebenso müssen auch den Juden nationale Rechte in der Gemeinde, in Schule und Sprache und die Selbstverwaltung ihrer eigenen nationalen Angelegenheiten gewährt werden."

Whitechapel im Kriege

Von L. Leonhard.

L. Leonhard, dem erst vor kurzem aus England die Rückkehr nach Oesterreich gestattet worden ist, entwirft in der Frankfurter Zeitung vom 28. Mai ein Bild von „London im Kriege", aus dem die folgenden Abschnitte interessieren dürften.

Im Ostend wird jetzt besonders durch die Herstellung von Uniformen viel Geld gemacht. Aber die zumeist aus Rußland eingewanderten, vom sogenannten „Schwitzsystem" ausgebeuteten jüdischen Arbeiter haben trotz der heutigen Allianz Großbritanniens mit dem Reiche der Pogrome ihre Leiden im Lande des Zaren noch nicht vergessen. Auch die Zionisten fühlen sich innerlich zerrissen. Die Juden dürfen ihren tiefen Abscheu vor dem Bündnis Themsebabels mit der Newastadt nicht offen äußern; wer jedoch näheren Einblick in die Verhältnisse des Eastend gewinnt, der merkt bald, wie tief die Erbitterung gegen Rußland geht. Den russischen Versprechen wird nicht im entferntesten getraut. Daher geht es mit dem Rekrutenwerben im Osten Londons sehr flau. Der jungen, in England aufgewachsenen Generation gebricht es zwar keineswegs an Patriotismus und Kampfgeist. In den Kinohallen und Tingel-Tangeln des Eastend kommt es allabendlich beim Anblick von Dreadnoughts, Schlachtenbildern und deutschen Karrikaturen, beim Anhören naiver Werbelieder zu geräuschvollen Kundgebungen. Doch finden die neuen Rekrutenfang-Versammlungen, die jetzt mit vielem Bimbam in allen öffentlichen Gärten Londons abgehalten werden, im Osten Babylons nicht den rechten Widerhall. Nicht viel besser steht es um die Nichtjuden des Eastend. Auch macht es den Eindruck, daß keine Macht der Erde die Tausende und aber Tausende von beruflichen Müßiggängern, den „Loafers", dieser besonderen Spezialität von Verkommenen, dazu bewegen könnte, sich anwerben zu lassen.

Da die Juden nach der Auffassung patriotischer Briten, die selbst zu Hause bleiben, nicht genug für „King and country" leisten, macht sich in der letzten Zeit eine Strömung gegen sie bemerkbar. So wird zum Beispiel Israel Zangwill jetzt fortwährend an den Kopf geworfen, er könne nie und nimmer wie ein Engländer fühlen, er sei eben nur ein „alien Jew" („eingewanderter Jude"). Zangwill, den ich seit acht Jahren kenne, sei hier keineswegs verteidigt. Obzwar der Sohn eingewanderter russischer Juden, ist er gänzlich anglisiert und allgemein als einer der gefeiertsten Literaten des Inselreichs anerkannt. Seine bei Ausbruch des Krieges seltsam berührenden Aeußerungen gegen Deutschland nimmt er jetzt zurück. Noch knapp vor meiner Abreise erklärte er mir in einer langen Unterredung, daß für sein Gefühl ein Sieg Rußlands das größte Unglück für die ganze zivilisierte Welt bedeuten würde. Er bedauert die Allianz Großbritanniens mit dem Zarenreich aufs tiefste und erblickt darin eine bedeutende Gefahr für die Zukunft. Fast kein Tag vergeht, an dem nicht ein neues Werk erscheint, das Rußland auf Kosten Deutschlands in den Himmel hebt, und worin der betreffende „Kenner russischer Verhältnisse" den Leser zu überzeugen versucht, daß Rußland alles Böse, wie die Tyrannei, das Gefangenensystem Sibiriens, die Unterdrückung Finlands, die Pogrome, nur aus Germany importiert habe. Das eigentliche Rußland aber bestünde aus den aufgeklärtesten, humanitärsten Männern, die je die Welt gekannt. Besonders der marktschreierische Journalist und Wichtigtuer Stephen Graham hat ein Buch herausgegeben, in dem er Rußland als ein aus heiligen Männern bestehendes Reich schildert und den russischen Juden angelegentlichst ans Herz legt, mit Kind und Kegel nach Amerika auszuwandern. (Die Nachrichten von den skandalösen Verhältnissen der Juden in Rußland werden von der englischen Zensur systematisch unterdrückt.)

Zangwill läuft gegen diese frömmelnde, heuchlerische „Toleranz" Sturm. Auch er erklärte mir, Rußland werde das Britenreich finanziell in den Abgrund reißen. Dieser gefeierte Mann, um dessen Beiträge sich sonst die ganze englische Presse riß, findet im Augenblick keinen einzigen Herausgeber, der den Mut hat, seine Meinungen über das heilige Reich des Zaren zu veröffentlichen. Zangwill zeigte mir auch eine ganze Reihe von Briefen führender Literaten, die ihn wegen seiner antirussischen Haltung des Verrates zeihen und offen beschimpfen. Seit Monaten wird gegen ihn eine Hetzkampagne voll von hysterischen Lügen und Entstellungen inszeniert (übrigens befürchtet man auch, daß Fanatiker — auf keinen Fall die Regierung — George Bernard Shaw wegen seiner überaus kühnen Haltung erschießen könnten). Zangwill sieht sich daher gezwungen, seine Publikationen amerikanischen Preßorganen zu übergeben. Er sagte mir, er sei fest entschlossen, sich nicht mundtot machen zu lassen. Von der Ansicht, daß England nur wegen der belgischen Neutralitätsverletzung das Schwert gegen Germany gezogen habe, läßt er sich jedoch nicht abbringen.

Auf dem Marsche nach Rußland

Von Felix A. Theilhaber.

Telzi. Auf dem Marktplatz Juden. Der Ort ist sonst so leer. „Warum seid Ihr nicht geflohen?", frage ich die Herumstehenden. „Herr, wir sind geflohen. Die Deutschen haben für die Greuel der Russen Revanche geübt, haben die russischen Grenzorte vernichtet. Da sind die Häuser von vielen, vielen Juden verbrannt. Das nackte Leben haben wir aus Tauroggen gerettet. Bis hierher sind wir gekommen. Auch hier gibt es nichts zu essen. Wohin sollen wir jetzt?" Und arme, zerlumpte Menschen drängen sich um uns. Ich bin so ratlos wie meine Brüder in Rußland. Wohin soll ich ihnen raten, sich zu wenden.

* * *

Szawle. Vor der Flucht haben die Russen die Stadt angezündet. Eine jüdische Stadt, keine russische. Und den Händlern verbrannte ihr letztes. Mag die Kriegsfurie den polnischen Bauern Haus und Hof, die Ernte zum Teil vernichten, der Boden, der wahre Besitz, bleibt. Die Zukunft ist

gegeben, einst nach dem Friedensschluß, vielleicht schon vorher kann der Bauer wieder die Erde bestellen. Dem Juden nimmt die Flamme das letzte; die Ware ist sein Arbeitszeug. Ihn ruiniert der Krieg allein völlig.

Und in Szawle sitzen Tausende von Juden und klagen.

* * *

E j a g o r a. Der Sabbat naht. Hinter den letzten Häusern der Stadt hocken Menschen, die unsern Juden aus Unterfranken und Hessen aufs Haar gleichen, Typen, die sich vielleicht nur dadurch unterscheiden, daß ihre Kleidung etwas anders und schlechter, bettelhafter ist. Ich gehe vorbei. Ein Mädchen von sechs Jahren kreischt laut auf und läuft davon. Die Mutter geht schützend davor. „Hast du Moire?" sag ich laut. Die Kleine sieht sich um und noch mehr die kleine Gemeinschaft. „Seid Ihr a Yid?" fragt mich ein alter Mann. „A Yid, a Yid", wiederholt, als ich nicke, die Umgebung. Und es ist, als ob eine große Freude durch alle gehe.

Und die einen von ihnen, stellt sich heraus, sind aus den Orten geflohen, die die Deutschen verbrannten und die andern aus solchen, die die Russen anzündeten. „Herr, wenn ich hierbleibe, zeigen uns die Polen und die Letten als Spione an. Wir sind hier Fremde. Und der Russe haßt uns. Dort unten haben sie sieben Juden gehängt, weil sie Spione gewesen sein sollten. . .

Wenn die Deutschen an einem Orte bleiben würden. Heute sind sie zum dritten Male hier, ebenso oft die Russen. Und wir? Können wir nach Deutschland? Man läßt uns nicht herein. Können wir ins weite Rußland? Ihr wißt, es ist uns verboten. Bis wohin werden die Deutschen noch dringen? Sollen wir vorwärts, zurück? Können wir bleiben?"

Und ich erörtere die Lage, aber ich komme nicht weit. Was kann ich raten, was kann ich sagen? Nur der eine Gedanke geht mir nicht aus dem Kopf. Diese arme, gehetzte Masse, die für ihr Leben u. das der Ihrigen zittert, soll spionieren? Sie wissen, daß jede Bewegung von ihnen, jedes Gespräch mit Deutschen von den Polen genau beobachtet wird, daß die Russen nur auf die Gelegenheit passen.

Ich grüße sie und will etwas Jüdisches zum Schluß sagen. Es fällt mir nur ein: „Massel und Broche". Da schütteln zwei Greise den Kopf, wehren mit der Hand ab und setzen sich resigniert auf die Erde. Müd und stumm.

* * *

L a l l e. Nur ein paar Juden im Ort. Eine Wirtschaft, die von Russen und Deutschen ausverkauft, ausrequiriert oder ausgeplündert ist. Kein Stück zum Essen mehr da. Truppen, immer wieder Truppen ziehen vorbei, halten an, sehen nach, ob noch etwas in den Schränken sich findet, was zu essen ist. Truppen, deren Nachschub selbst nur mangelhaft nachkommt.

Wir sprechen von den Fliegerbombardements, die in den volkreichen Judenstädten nicht die Russen für das Bewerfen offener Städte bestrafen. Kowno, Grodno. Wer kennt nicht die Größe der jüdischen Gemeinden.

Wir sprechen vom Leben der Juden in Lalle. „Wir sind ‚Am Haarez'," sagen sie zu mir. „In Kielmy, wo Sie durchgekommen sind, war eine große und schöne Gemeinde. War. Was nach dem Brande sein wird? Wer weiß,"

Hinten im Zimmer ist ein großer russischer Ofen. Da kriechen kleine Kinder, die sich um uns nicht gekümmert haben.

„Tate", ruft das eine, „gebt mir a Broit (Brot)."

„Mamme", ruft nun ein zweites, „mir aach."

„Seit acht Tagen haben wir keines", sagt die Mutter. Mein Bursche ist schon längst weg, der vielleicht noch eines hatte. Ich habe nichts bei mir und muß auch allmählich den Truppen nach. Ich kann nichts geben.

Ich verabschiede mich hastig, und als ich schon gehe, höre ich immer, wie die Kleinen fragen:

„Wann wird kimmen dos Broit?"

Und im Winde verklingt das Schreien und das Jammern der Kinder. Eine junge Mutter weint leise. (m.)

Zeitungs-Echo

Die New-Yorker Jüdische Presse über das Versenken der „Lusitania". Die jüdische Presse in New-York mit einer täglichen Zirkulation von nahezu 1 Million beurteilt das Versenken der „Lusitania" in ganz anderer Weise wie die englische Presse und bekundet dabei ein großes Verständnis für nüchterne Tatsachen und politische Gerechtigkeit.

Das führende Organ der hiesigen jüdischen Presse „Die Wahrheit", mit einer Auflage von 100 000 täglich, sagt in ihrem Leitartikel vom letzten Sonntag, 9. Mai, über die Katastrophe folgendes: „Wenn die Haltung der New-Yorker Presse zu der von der deutschen Botschaft herausgegebenen Warnung eine schmachvolle ist, ist die Haltung der Cunard Line Co. einfach deshalb ein Verbrechen, weil sie ganz unschuldige Passagiere auf ein Schiff genommen hat, das Kriegs-Konterbande führt und Gefahr lief, versenkt zu werden. Auch die englische Regierung, die heute um die amerikanischen Opfer der Katastrophe so lamentiert, hätte der Cunard Line Co. nicht erlauben dürfen, Passagiere auf ein Schiff zu nehmen, das Kriegs-Konterbande führte, aber England wolle nicht offiziell zugeben, daß es deutsche Unterseeboote fürchte. Nach alledem ist es klar: die Schuld an dem schrecklichen Tode so vieler Menschen muß der Cunard Line Co., der englischen Regierung, und bis zu einem gewissen Grade auch der New-Yorker Presse zugeschrieben werden. Unschuldige Passagiere auf ein Schiff zu nehmen, das Kriegsmaterial führt, . . . ist einfach eine barbarische Tat, und wenn die Amerikaner nicht verblendet sind und die wirklichen Schuldigen zur Rechenschaft ziehen wollen, werden sie sich an die Cunard Line Co. und an die englische Regierung wenden."

Der „Vorwärts", sozialistisch, Auflage 216 000, sagt, „Nicht aus Lust zu morden, nicht aus Rache und nicht aus Blutdurst hat Deutschland das große Schiff versenkt, sondern Deutschland hat es getan, weil es eine Kriegsnotwendigkeit war. . . . Es liegt in Deutschlands Interesse zu zeigen, daß es englischen Schiffen und englischen Gewässern gefährlich werden kann, es liegt in Deutschlands Interesse zu demonstrieren, wie weit seine Herrschaft zur See geht und es liegt ferner in Deutschlands Interesse zu zeigen, daß es mit der englischen See-Herrschaft zu Ende ist. Außerdem aber liegt es im Interesse Deutschlands ein Exempel zu statuieren, damit die amerikanischen Kapitalisten fürchten, ferner den Gegnern Deutschlands Kriegs-Material zu schicken."

Das „Morgen-Journal", mit einer Auflage von 100 000 Exemplaren, äußert sich zu der Katastrophe

folgendermaßen: „Davon abgesehen, daß die „Lusitania“ ein Hilfskreuzer war und große Mengen Munition für England an Bord führte, hatte das Schiff 1300 Kisten Kriegsmaterial für die englische Armee und Flotte an Bord. Deutschland hat das vollste Recht gehabt, in Kriegszeiten ein solches Schiff zu versenken.“ Das „Morgen-Journal“ schließt: „England hat zu sehr an seine See-Herrschaft geglaubt und daher das große Unglück. Für die vielen Opfer der „Lusitania“ ist zuerst England zu tadeln, und dann müssen die Passagiere selbst, die die deutsche Warnung nicht beachtet haben, für ihren Lichtsinn getadelt werden.“

In ähnlichem Sinne sprechen sich alle anderen jüdischen Blätter in New York und in der Provinz aus.

Von den Judenverfolgungen durch das russische Heer berichtet ein „Dritter Offener Brief des Feldrabbiners Dr. A. Levy an The American Hebrew, die bekannte amerikanische Zeitschrift, die s. Z. Rußland in Schutz nehmen zu müssen glaubte. Wir haben einen Auszug davon den **Münchener Neuesten Nachrichten** zur Veröffentlichung übergeben (Vorabendblatt zum 30. Mai), damit auch das christliche Publikum erfährt, welchen Leiden das jüdische Volk im Osten ausgesetzt ist. Da anzunehmen ist, daß unseren Lesern der Artikel in den M. N. N. nicht entgangen ist, können wir uns mit dem Hinweis begnügen, daß sämtliche von Feldrabbiner Levy festgestellten Tatsachen von solch unmenschlicher Grausamkeit zeugen, um für die Zukunft noch viel Schlimmeres befürchten zu lassen.

Georg Hecht

In dieser Woche erreichte uns die traurige Kunde, daß Dr. Georg Hecht, ein junger, begabter jüdischer Schriftsteller, der auch zu den Mitarbeitern unseres Blattes gehörte, im Kampf für das Vaterland sein Leben gelassen hat.

Georg Hecht wurde am 12. Januar 1885 in Schwersenz geboren. Er besuchte das Gymnasium in Posen und studierte hernach Medizin in München, Breslau und Leipzig, wo er sein Studium beendete und als Neurologe bei Professor Köster arbeitete.

Während seiner Universitätszeit war Hecht schon literarisch tätig. 1911 ging er ganz zur Literatur über. Er entwickelte als Schriftsteller großen Fleiß und hat in wenigen Jahren neben zahlreichen Essays in den verschiedensten Zeitschriften eine Anzahl tüchtiger Werke geschrieben. Der Entstehung nach: Gereimtes Zeug (zusammen mit E. Mondt), 1910; der neue Jude, 1911; Herbert Eulenberg oder ein Traktat über Kritik, 1911; die Dichtkunst, Essay über Rainer Maria Rilke, 1912; Gerhart Hauptmann oder ein Traktat über Kunst und Pathos, 1912. Außerdem hat er übersetzt und herausgegeben: die portugiesischen Briefe der Nonne Marianne di Alcoforado, den Briefwechsel Thomas Carlyle-Goethe und Stendals „Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons“.

Im Jahre 1913 hat Georg Hecht „die Geschichte der jüdisch-deutschen Literatur“ von Dr. M. Pines, nach dem französischen Original bearbeitet, im Verlag Gustav Engel in Leipzig erscheinen lassen, eine Arbeit, mit der er sich bei dem Mangel einer zusammenhängenden Darstellung der Jargonliteratur in deutscher Sprache Verdienste erworben hat.

Georg Hecht war seit dem 2. August 1914 in der Front und bis zuletzt den Gefahren des Krieges entgangen. Am 14. Mai 1915 traf ihn bei einem Sturmangriff in La Vaux Fery ein verspätetes feindliches Artilleriegeschoß und machte seinem Leben ein unerwartetes, schnelles und schmerzloses Ende.

Feuilleton

Jakoble komm

Aus dem literarischen Nachlaß
von Georg Hecht.*)

Im Westen des Städtchens glitt der niedrige Hügelhang mit seinem nassen, weichen Lehmboden, glitschig und steil zu einem kleinen sumpfigen Teich herab. Das war die Mellzuche. Im Munde der Leute hieß es, daß die Mellzuche nicht nur tiefer wäre als der große See auf der andern Seite des Städtchens, sondern auch Jahr für Jahr ein Menschenopfer verschlang; denn immer noch, so lange die ältesten Leute zurück denken konnten, hatte man im Laufe einer gewissen Zeit Verunglückte aus dem Teiche gezogen; die toten Körper waren bleich und gedunsen, ihre Haut war brüchig und hing in Fetzen von den steifen Gliedern herab, daß man nacktes, weißes Fleisch sehen konnte. Grauenerregend war es und man mied nachts diese Gegend.

Gerade war Jakoble im Begriff ein großes Stück Lehm, so groß es seine Hände fassen konnten, in den Teich zu werfen. Die beiden Knaben hatten erst versucht, kleinere Kügelchen, die sie aus Lehm formten, so zu schleudern, daß die Oberfläche des Teiches mindestens zweimal getroffen wurde. Dieses schöne Spiel, das Hansens älterer Bruder ihnen zeigte, als er letzthin in den Ferien zu Hause war, mißlang aber; die Lehmkugeln, so platt sie auch geknetet sein mochten, plumpsten unhörbar immer gleich ins Wasser. Im Unmut darüber hatte Hans mit seinen Füßen ein großes Stück härteren Lehms aus dem Boden getreten und es weit in den Teich geworfen. Das plumpste hinein; es gurgelte, schluckste und gluckste, aber so unsagbar geheimnisvoll, daß sie abwechselnd nur noch große Stücke in den Teich warfen und gespannt und neugierig auf das gurgelnde Wasser hörten.

Jetzt also war Jakoble an der Reihe. Er zögerte. Denn Hans hatte ihm gerade erklärt, daß da tief unten jemand säße, der die Lehmstücke verschlucken müsse. Das wäre ganz gewiß; denn drüben im Teich hätte er sein Haus und das Grüne obenauf wäre das Dach. Jakoble war das nicht ganz gewiß; aber es konnte doch wirklich jemand im Teich wohnen — er zögerte, und in demselben Augenblick kreischte die Stimme der Frau Schmalzen: „Jakoble, Jakoble komm!“ . . . Er ließ den Stein fallen und blieb unbeholfen stehen. Die Frau Schmalzen kam mühselig und atemlos herab, sie nahm jedes Kind an eine Hand und ging wortlos übers Stoppelfeld zur Stadt.

Alle eilten vor die Tür auf den Markt, als die Nachricht kam, daß Jakoble und Hans, die beiden Nachbarskinder gefunden waren und nun kämen.

Auf dem Marktplatz sah es aus wie Zerstörung. Kisten u. Kasten standen herum, Bretter u. Stangen lagen überall. Hier war noch das Gerüst einer Bude, dort flatterte das leichte Segeltuch

*) Diese Erzählung schildert ein Erlebnis des Verfassers in seinem Geburtsort Schwersenz.

eines Zeltdaches. Die Männer mühten sich ab, die Frauen schrien, schleppten und standen herum. An den Ecken des Marktes aber standen Männer in schlechten Anzügen und Frauen mit hochgeschürzten Röcken, auf hochsohligen Holzpantoffeln und in grellfarbenen Strümpfen. Alle hatten langgestielte Rutenbesen in den Händen und warteten mit Geduld auf den Kehraus des Jahrmarkts. Vor ihren Türen standen in zwei unbeweglichen Gruppen die beiden Familien Löb und Ständig. Nur Jakobles ältere Schwester Zierel war mit fröhlichen Sprüngen über Bretter und Stangen den Ankömmlingen entgegengelaufen. Als sie aber den Bruder in der Nähe sah, war sie mit einmal traurig und kam langsam hinter ihm her über den Markt.

Der Markt war gekehrt und lag fast still da. Nur das Organ der löblichen Stadtbehörde, der Herr Stadtpolizist Ruschke, ging mit wohlgemessenen Schritten in spiegelblank geputzten Stiefeln und seiner durch feuerrote Stulpen und Kragenaufschläge und durch kupferrote Knöpfe geschmückten Uniform die vier Häuserfronten am Markt entlang und dann auch wohl durch die Straßen, zu sehen, ob die Bürger ihrer Schuldigkeit nachgekommen — gemäß der von dem Herrn Stadtpolizist Ruschke selbst an vielen Ecken öffentlich verlesenen Verfügung der Behörde über die Reinhaltung und Säuberung der Rinnsteine und Straßen. Der Herr Polizist kam jetzt auch an den Häusern Löb und Ständig vorbei. Sein Schritt wurde langsamer, nicht etwa, weil seinem Auge eine Unsauberkeit aufgefallen wäre; im Gegenteil: Bürgersteg und Rinnstein waren nicht nur aufs beste gekehrt, sondern auch mit Wasser besprengt worden, was er sonst nicht bemerkt hatte. Freilich geschah dies hier auf Anordnung des Herrn Ständig, der halbe Arbeit nicht leiden konnte und in einer früheren Sitzung der Herren Stadtväter beantragt hatte, daß jeder verpflichtet sein müsse, vor dem Kehren Wasser zu sprengen. Das war den andern leider zu viel, aber Herr Ständig hielt daran fest und nach altem Brauch mußte sein Knecht auch vor dem Löbschen Hause die Säuberung vornehmen.

Also: der Herr Polizist Ruschke ging langsamer, weil er, es gerade heraus zu sagen, hoffte, daß vielleicht Herr Löb oder Herr Ständig aus dem Hause kommen und ihn in der Durchführung seiner schweren obrigkeitlichen Pflichten durch eine kleine Renumeration in Form einiger Zigarren oder sonstiger Annehmbarkeiten unterstützen möchten; zumal heute nach dem Jahrmarkt würden sich die Herren keineswegs lumpen lassen. Doch keiner ließ sich blicken. Herr Ruschke hatte Pech. Aber mit seinen kleinen Augen, auf deren Spähkraft, Schärfe und Zuverlässigkeit das Organ der städtischen Behörde stolz war, sah er, daß die Flurtür im Löbschen Hause halboffen stand, was sonst nie vorkam, da jedermann durch den Laden ging. Herr Ruschke hätte nun hineingehen und auf die merkwürdige Tatsache der halboffenen Flurtür hinweisen können, aber er wußte nicht, ob sich das gezieme; und nun war er auch schon vorbei und nochmals zurückzugehen war unnötig, da sich täglich neue Gelegenheit bot, sich nützlich zu erweisen. So ging der Herr Polizist wieder in schnellerem Tempo weiter, die behandschuhte Rechte auf dem Rücken, die Linke auf dem Knauf des Säbels.

Doch die Tatsache der halbgeöffneten Flurtüre im Löbschen Hause läßt sich nicht bestreiten. Denn hinter ihr stand mit sehnsüchtigen Blicken über den sonigen Markt Jakoble und schämte sich. Schämte sich entsetzlich. Er wußte gar nicht mehr, wie sich alles ereignet hatte, so schnell war es gegangen. Ohne daß er noch dazu gekommen war, sich durch Weinen, Schreien oder Bitten zu wehren, ward ihm Jacke und Hose ausgezogen; dann wurde er gewaschen und in diese Mädchenkleider gesteckt, die er früher getragen hatte, als er noch kleiner gewesen war. Damals war es ja gleichgültig, aber jetzt war er schon groß; er konnte sich doch nicht mehr in Mädchenkleidern sehen lassen, alle würden ihn auslachen und fragen, ob er ein Mädel geworden sei. Darüber mußte sich doch ein Junge schämen. Und wenn auch sein Anzug schmutzig gewesen war, so brauchte man ihn nicht gleich als Mädel zu verkleiden. Keiner hatte ihm geholfen, hatte ihm gesagt, daß ein Junge keine Mädelkleider tragen darf. Die Teophila hatte sogar das Kleid aus dem Spind herausgesucht und hatte gesagt, er wäre auch ein ganz hübsches Mädel gewesen. Er nahm sich vor, sich nicht mehr einen einzigen Kuß von ihr geben zu lassen; er wollte ihr ins Gesicht spucken, oder sie kratzen, wenn sie je an ihn herankäme. Und Zierel gar, die älteste Schwester, die immer mit ihm so groß tat vor allen Leuten, hatte ihn gar nicht mehr angesehen und gesagt: „Nein, du warst zu schmutzig." Aber er war doch wieder gewaschen und war ganz rein und konnte doch nichts dafür, daß der Weg an der Mellzuche schmutzig und lehmig war. Wenn die Mellzuche schmutzig ist und ein kleiner Junge kommt und ist gerade müde und setzt sich, wird er auch schmutzig, da mußte Jakoble sich doch schuldlos fühlen. Was wollte also Zierel bloß von ihm? — Nun gut; er wird sie einfach nie mehr in die Klavierstunde begleiten. Nie mehr. Mag sie allein gehen und sich fürchten, wenn sie zum Kirchplatz hinter dem Markt kam und in die kleine dunkle Gasse bog. Ganz bestimmt; er wird sie nicht mehr begleiten. Es war ja gewiß immer sehr schön in der Klavierstunde, besonders wenn der Herr Lehrer die Geige dazu spielte. Das war ja zu schön und der Herr Lehrer war auch sehr freundlich mit ihm und ebenso alle andern im Haus. Und Jakoble dachte, daß er die Geige spielen wird, wenn er erst größer ist, und träumte schon davon und vergaß dabei ganz seinen Haß. Aber die Mädchenkleider vergaß er nicht so ganz. Nur glaubte er jetzt, als er vorsichtig den Kopf zur Tür hinausbog, daß er es wagen könne, sich vor die Tür auf die obere Schwelle zu setzen; da würde ihn so leicht keiner beachten. Und ganz leise zwängte er sich durch den Türspalt und setzte sich ganz dicht an den Holzpfosten der Tür und machte sich so schmal wie ein Schatten, um nur nicht gesehen zu werden.

Hier saß er still und ruhig. Bis jetzt war es recht gut gegangen; er war von keinem gesehen worden. Aber noch hatte Jakoble sich nicht darüber freuen können, da schellte die Türklingel des Nachbarhauses und Jakoble wußte, daß wer auch immer käme, ihn erblicken würde. Er wäre so gerne wieder hinter die Tür geschlupft oder irgendwohin gekrochen, aber es war zu spät, schon stand vor ihm Herr Ständig und Hans hinter seinem Vater; und Herr Ständig beugte sich zu Jakoble herab und sagte: „Haha! Da ist ja der andere Schlingel. Hast du auch die Mütze verloren wie dieser Freund Hans, der seine Mutter krank ärgert? Na, wartet nur; wenn ich den Ruschke treffe, lasse ich euch beide einsperren. Dort in die finstere Kammer!" Seine lange Hand wies auf den Rathausturm. Dann wandte er sich herum zu Hans mit den Worten: „Na, warte nur,"

und jetzt wieder zu den beiden: „Ihr Bürschchen!" Und jetzt wieder zu Hans: „Lauf voraus zu Kaufmann Bylack! Daß man solchen Gesellen noch eine neue Mütze kaufen muß! Ich laß euch beide einsperren!" Und Hans ging ganz bescheiden einige Schritte seinem Vater voraus und dieser folgte ihm auf den Fersen.

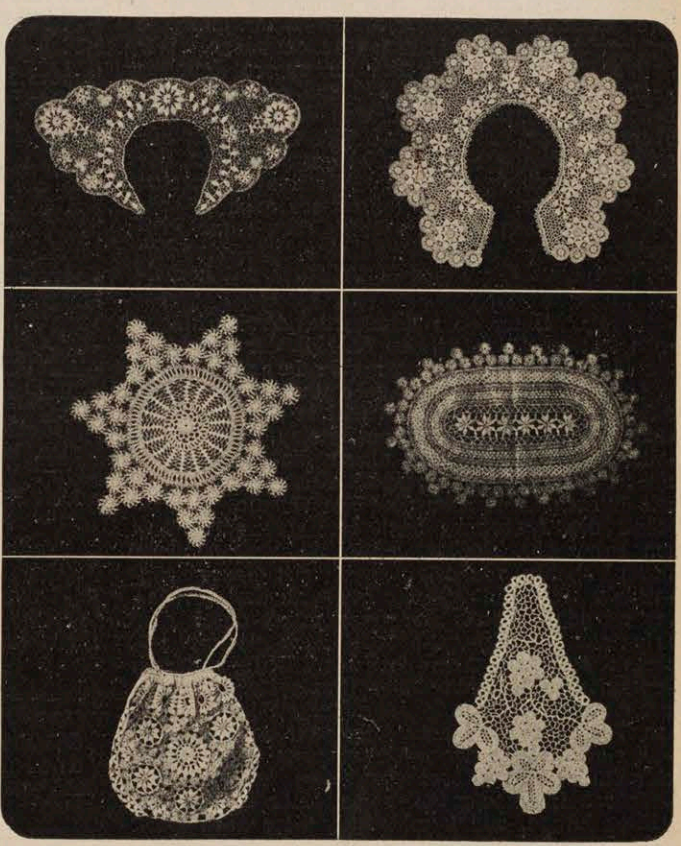
(Schluß folgt.)

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Berlin. Der Verband jüdischer Frauen für Kulturarbeit in Palästina versendet seinen Jahresbericht, dem wir folgendes entnehmen:

„Die erfreuliche Entwicklung, die unsere Spitzen-Ateliers zu Beginn des Jahres genommen hatten, wurde schon im August durch den Ausbruch des europäischen Krieges jäh unterbrochen. Frl. Perlmann, die als Leiterin der Ateliers Jaffa, Safed und Tiberias für uns aus Deutschland nach Palästina gegangen war, hat im August ihre Tätigkeit wieder aufgegeben, da sie sich der Unmöglichkeit bewußt wurde, in dem Maße zu arbeiten, wie sie es wünschte und es als ihre Pflicht ansah. Mit dem Ausbruch des Krieges wurde es auch unmöglich, soviel Geld nach Palästina zu schicken, wie es zur Aufrechterhaltung sämtlicher Ateliers nötig gewesen wäre. Die verfertigten Spitzen konnten nicht mehr aus Palästina ins Ausland versandt werden und zudem mußten wir hier, besonders in den ersten Kriegswochen, damit rechnen, daß auch der Verkauf dieser Luxusware ganz aufhören würde. Dazu kam noch, daß wir von einem großen Teil unserer Mitglieder durch den Krieg vollständig abgeschnitten wurden. — Selbstverständlich können unsere Mitglieder in Rußland, England usw. keine Zahlungen an uns leisten und aus den durch den Krieg besonders mitgenommenen Gebieten, wie Galizien und Polen, können wir gewiß für lange Zeit hinaus auch keine Unterstützung erwarten. Wir hofften erst, durch Zuwendungen aus Amerika, die Ateliers in Safed und Tiberias, die bis dahin der Fürsorge Moskaus oblagen, erhalten zu können; aber als dann auch die Türkei in den Krieg eingriff und die Beaufsichtigung der beiden Ateliers, die von Jaffa aus stets geschah, unmöglich wurde, mußten wir uns der Notwendigkeit fügen, und zu unserem großen Bedauern diese Ateliers schließen. Momentan arbeiten nur unsere Mädchen in Jaffa — nach den Berichten sind es ungefähr 26 — unter der Leitung von Fräulein Schreiber. Frau Hoofien in Jaffa hat sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, unsere Interessen zu vertreten. Die Arbeiten können natürlich jetzt nicht nach Europa geschickt werden, da die türkische Post keine Wert- und Einschreibepakete annimmt und bleiben daher bis auf weiteres im Lande. Wir können nur die Spitzen verkaufen, die wir vor Ausbruch des Krieges bereits in Europa auf Lager hatten. Da Ausstellungen und ähnliche Privatverkäufe nicht stattfinden, sind wir nur auf den Absatz durch Geschäfte angewiesen. Dieser Absatz nimmt aber trotz der schweren Zeiten, in Deutschland nud Oesterreich-Ungarn einen über Erwarten guten Verlauf. Das gibt uns die Hoffnung, daß wir später, wenn normale Zeiten wieder eingekehrt sein werden, mit einem neuen Aufschwung unserer Spitzenproduktion werden rechnen können.

Ueber unsere Mädchenfarm in Kinereth bekommen wir nur spärliche Berichte. Aus diesen ersehen wir aber, daß die Farm in der Lage ist, weiter zu existieren. Selbstverständlich mußten wir das Budget wesentlich einschränken. Nach dem letzten Bericht von Frau Dr. Maisel-Schochat arbeiten in der Farm 14 Mädchen. Da ziemlich viel Gemüse gepflanzt worden war und auch Eier und Milch auf der Farm vorhanden sind, ist die Lebensführung nicht sehr kostspielig. Frau Dr. Maisel schreibt uns, daß die Arbeit in diesem Jahr besser vorwärts geht, da der Boden zum größten Teil von Ingill (Unkraut) gesäubert ist und ein Teil der Schülerinnen bereits im zweiten Lehrjahr steht, so daß sie die Arbeiten besser verstehen und ausführen. Wir hoffen zuversichtlich, die Farm auch weiter erhalten zu können. Frl. Elfriede Bambus, die ein Jahr lang als zweite Lehrerin auf der Farm tätig war, hat im November Palästina verlassen, da sie seit dem Kriegsausbruch keine richtige Tätigkeit für sich im Lande mehr sah.



PALÄSTINENSISCHE SPITZEN
aus den Werkstätten des Verbandes jüdischer Frauen für Kulturarbeit in Palästina.
Verkaufsstelle in München: Rosa Klauber, Theatinerstr. 35

Das Krankenhaus in Haifa mußte geschlossen

werden, da sein Leiter, Herr Dr. Elias Auerbach, als Militärarzt in Deutschland Dienste tut. (In Heft 10 des vorigen Jahrgangs beschrieb Herr Dr. Auerbach, wie wohl erinnerlich sein wird, seine „Kriegsfahrt aus Palästina".)

Mit dem Ausbruch des Krieges hat unsere Propagandatätigkeit fast ganz aufhören müssen. Wir hatten im Sommer Vorbereitungen für Propagandatourneen getroffen, die aber dann nicht mehr zur Ausführung kommen konnten. Mit besonderer Befriedigung möchten wir aber konstatieren, daß unsere Mitglieder, soweit wir mit ihnen in Verbindung sein können, zum größten Teil ihre Beiträge abgeführt haben und daß sie trotz der großen Verpflichtungen, die der Krieg ihnen in ihrer nächsten Umgebung auferlegt, ihr Interesse unserer Arbeit in Palästina erhalten haben. Wir hoffen, daß dieses Interesse für unsere Arbeiten auch weiterhin lebendig bleibt und es uns ermöglichen wird, unsere Institutionen die schwere Zeit überstehen zu lassen, damit wir, wenn auch nur zu einem kleinen Teil, dazu beitragen können, der Not, die durch den Krieg in Palästina eingetreten ist, zu steuern. Dann wird es uns auch in späteren friedlichen Zeiten möglich sein, unser Programm zu verwirklichen und eine Besserung der sozialen Lage der Juden in Palästina mit herbeiführen zu helfen."

Berlin. Unter dem Vorsitz des Prof. Philippsohn trat am Dienstag, den 25. Mai, der Ausschuß der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums zu einer Sitzung zusammen. Vor Eintritt in die Tagesordnung dankte Prof. Guttmann-Breslau für die ihm seitens der Gesellschaft durch die Herausgabe einer Festschrift zu seinem 70. Geburtstage bereitete Ehrung. Das Andenken des um die Wissenschaft des Judentums hochverdienten verstorbenen Prof. Abr. Berliner ehrte die Versammlung durch Erheben von den Sitzen. Mit Genugtuung wurde festgestellt, daß das Interesse der Mitglieder an den Arbeiten der Gesellschaft durch den Krieg nicht gelitten habe, indeß auch die Notwendigkeit ausgesprochen, nach dem Kriege durch Gewinnung neuer Mitglieder Ersatz für den Verlust zu schaffen, den die Gesellschaft jetzt durch den Tod so vieler treuer Mitglieder erleidet. Im weiteren Verlaufe der Besprechungen wurde festgestellt, daß die wissenschaftlichen Arbeiten der Gesellschaft im ganzen keine Unterbrechungen erlitten hätten, und beschlossen, diese auch weiterhin mit allen Kräften zu fördern, insbesondere mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche namentlich das Wirken der Gesellschaft für das geistige Leben der jüdischen Gesamtheit besitzt. Im Vertrauen darauf, daß auch in diesen schwierigen Zeiten der Gesellschaft die für ihre Tätigkeit erforderlichen Mittel niemals fehlen würden, bewilligte der Ausschuß aufs neue wie in den Vorjahren eine Reihe von Subventionen, namentlich für diejenigen wissenschaftlichen Unternehmungen, die auf die Unterstützung der Gesellschaft in erster Reihe rechnen. Der Ausschuß beschloß ferner, in diesem Jahre die satzungsgemäße Mitgliederversammlung wieder stattfinden zu lassen; sie soll am 28. Dezember in Berlin statfinden. Herr Prof. Pick-Gotha wird in dieser Versammlung über Jüdische Münzen reden. — Die soeben ausgesprochene Hoffnung darauf, daß das Verständnis für die hohen Aufgaben der Gesellschaft und die Bereitwilligkeit, für diese auch finanzielle Opfer zu bringen, nie versagen werde, fand noch in der Sitzung eine schöne Bestätigung. Herr Prof. Guttmann war in der erfreulichen Lage, der Gesellschaft als Grundstock einer künftig zu errichtenden Stiftung den Betrag von 1000 Mark zur Verfügung zu stellen, den ihm ein hochherziges Mitglied seiner Gemeinde, Herr Lippmann Bloch, an seinem Jubiläum für wisenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt und denen Herr Rabb. Dr. Werner-München noch 100 Mark hinzugefügt hatte.

Floß. Musketier Ludwig Ansbacher fiel in den Karpathen auf dem Felde der Ehre.

Frankfurt a. M. Der Vorstand des Allgemeinen Jüdischen Krankenhauses „Schaare Zedek" zu Jerusalem erläßt einen Notruf, in dem es heißt: „Krankheiten, gesteigert durch Armut und Hunger, haben einen Zustand geschaffen, der Entsetzen hervorruft! Zu allem Unglück ist jetzt eine Flecktyphus-Epidemie ausgebrochen!... Das K. Deutsche Generalkonsulat sowie die K. Deutsche Botschaft in Konstantinopel haben sich in dringenden Telegrammen soeben an uns gewandt, damit wir unsere Hilfe zum Wohle der jüdischen und Gesamtbevölkerung vergrößern." Spenden erbeten an den Kassier, Herrn Karl Mosbacher i. Fa. Pessel u. Cie., Frankfurt a. M. oder Postscheckkonto des Allg. Jüd. Krankenhauses usw., Frankfurt a. M., Nr. 7785.

München. Das Eiserne Kreuz erhielt Sanitäter Julius Thalheimer, 2. bayr. Kraftwagentransportzug des Roten Kreuzes, Abt. Dr. Maerckel. Auf dem Felde der Ehre gefallen sind: Schriftsteller Dr. Georg Hecht bei einem Sturmangriff in La Vaux Fery am 14. Mai 1915; Kaufmann Alfred Sterzelbach; Rechtsanwalt Max Kronfelder.

Nürnberg. Das Eiserne Kreuz erhielt Oskar Heller, kaufm. Beamter der Fa. Gebr. Bing; das bayer. Verdienstkreuz mit Krone u. Schwertern erhielt Nathan Kahn (K. J. V.), Turnwart des Jüd. Turn- und Sportvereins in Nürnberg.

Wasserstrüdingen. Das Eiserne Kreuz erhielt Gottfried Kohn, Offizierstellvertreter im 2. bayer. Inf.-Landwehr-Reg., für bewiesene Tapferkeit. Derselbe wurde auch mit dem bayer. Militärverdienstkreuz 3. Kl. ausgezeichnet.

Anzeigen-Echo

München. Jüdischer Turn- u. Sportverein. Sonntag, 6. Juni, früh halb 7 Uhr Sendlingertorspringbrunnen. Trambahn Grünwald. Marsch nach Wolfratshausen—Starnbergersee. Proviant und Badeanzug mitbringen. Kosten ca. Mk. 1.20. Führer: Reich.

München. Wanderbund „Blau-Weiß". Fahrtenzettel. Mädchen: 6. Juni. 1. Zug. 7 Uhr. Ostbahnhof. Vaterstetten-Baldham. 25 Pfg. 2. Zug. 7 Uhr 30. Starnberger Bahnhof. Pasing-Planegg-Pasing. 25 Pfg. 3. Zug. 7 Uhr 30. Starnberger Bahnhof. Planegg-Starnberg. 35 Pfg. Buben. 1. Zug. Ostbahnhof. 1 Uhr 50. Kirchseeon-Grafing-Aying. M. 1.20. 2. Zug. Ostbahnhof 1 Uhr 40. Haar-Neubiberg-Perlach. 45 Pfg. 3. Zug. Harras. 1 Uhr 45. Holzapfelskreuth-Höllriegelskreuth. 35 Pf.

München. Verein Bne Jehuda. Samstag, 5. Juni, pünktlich 9 Uhr 15: Vortrag des Herrn Theo Harburger. Thema: „Zur Entwicklung des jüdischen Gottesbegriffes." Hotel Reichshof. Gäste herzlich willkommen.

Jeden Donerstag abend 9 Uhr Stammtisch des Bne Jehuda im Deutschen Theater-Café. Gäste willkommen.

Voranzeige: Samstag, 12. Juni: Vortrag des Herrn Rechtsanwalt Dr. Buchheim aus Jaroslau über: „Die slawischen Völker".

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4. — Verantwortlich für die Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastr. 6, für den Anzeigenteil: i. V.: N. Weldler, München-Solln.